

Lebendige Träume

von Karin Burschik

Wie eine gedopte Springmaus hüpfte der junge Mann um das Feuer herum.

„Ihr schafft es!“, brüllte er. „Ihr könnt es! Geht und tut es!“

Als ob das so eine großartige Sache wäre, über glühende Kohlen zu gehen, dachte Schmidt-Bauer. Jeder wusste doch, dass der Schweißfilm die Fußsohlen schützt. Man konnte sich gar nicht verbrennen.

„Ihr schafft es! Ihr könnt es! Geht und tut es!“

Was für ein Kasperle-Theater. Aber Ohlsen hatte auf dieses Motivationsseminar bestanden. Seit der Fusion saßen ihm die großen Bosse im Nacken. Mehr Kunden, mehr Leistung, mehr Profit verlangten sie. Doch der Profit der Sparkasse war ihm so schnurzpiepe wie ein Pickel auf dem Po eines peruanischen Kaffeerösters, denn er würde ja nicht in seiner Tasche landen, dieser schöne Profit. Nicht ein schlapper Euro.

„Träume nicht dein Leben!“ brüllte der Einpeitscher. „Lebe deine Träume.“

Doch Schmidt-Bauer konnte nicht träumen. Früher, ja, da hatte er noch Träume gehabt. Genauer: einen Traum. Einen ganz großen Traum: Dirigent wollte er werden.

Ein seltsamer Traum, fanden seine Eltern. Woher hatte der Junge bloß diese Flausen? Und wieso sprang er dauernd aufs Bett und fuchtelte mit seiner Zahnbürste herum? Ständig brach der Lattenrost durch den Holzrahmen.

Sie verstanden ihn nicht. Sie ahnten nicht, wie glücklich er war, wenn er dirigierte. Und er steckte sein imaginäres Orchester an mit seiner Begeisterung, trieb es zu Höchstleistungen, zur absoluten Perfektion. Weniger war nie genug, denn er hörte die kleinsten Fehler und merzte sie aus, feilte so lange am Ausdruck jeder einzelnen Stimme, bis alle harmonisch zusammenklangen. Und dann war er glücklich, selig. Dann war er im siebten Himmel.

Das Erdenleben war eher trist: Er war ein bisschen klein, ein bisschen pummelig, ein bisschen schüchtern. Glück bei den Frauen hatte er nie gehabt. Erfolg im Beruf? Fehlanzeige. Er zeigte nicht genug Einsatz. Und seine Freizeit war auch kein Feuerwerk an Highlights. Einmal im Monat ging er mit den Kollegen kegeln. Ansonsten hockte er meist vor dem Fernseher. Musik hören, das brachte er nicht übers Herz. Es tat zu weh. Ganz oder gar nicht, war seine Devise.

„Träume nicht dein Leben!“ brüllte die gedopte Springmaus und hieb die Faust in die Luft. „Lebe deinen Traum!“

Aber wie? Er hatte es doch schon damals nicht geschafft. Nicht gegen den Willen der Eltern. Und nicht ohne Geld. Das brauchte er heute mehr denn je, denn mittlerweile verlangte sein Körper mehr Wartung und Pflege. Aldi-Brot und Marmelade genügten ihm nicht mehr. Und er brauchte eine warme Stube, konnte nicht einfach die Heizung abdrehen, um die Nebenkosten zu senken. Außerdem brauchte er genügend Schlaf, sonst lief er den ganzen Tag herum wie ein Zombie. Tagsüber studieren und nachts kellnern oder Taxi fahren, das war das Privileg der Jugend.

„Du schaffst es! Du kannst es!“

Nie, niemals!

„Du bist dran“, flüsterte Göllner. „Nun geh schon.“

Über die Kohlen?

Ein Kinderspiel!

„Sie dürfen nur nicht stehen bleiben“, sagte Frau Erlenmeyer. „Dann kann gar nichts passieren.“

Im Kopf wusste er das auch. Nur seine Füße hatten es noch nicht mitbekommen.

„Geh schon, geh“, sagte Göllner. „Oder bist du zu feige?“

Unsinn! Er war doch nicht feige. Nur vorsichtig. Und er hatte Fantasie. Mühelos konnte er sich vorstellen, wie er unterwegs stolperte und in die glühenden Kohlen stürzte, wie seine Kleidung Feuer fing und brannte. Lichterloh. Kein Schweißfilm dieser Erde konnte ihn dann noch retten, und das wäre wirklich schade, denn so schlimm war das Leben nun auch wieder nicht. Gerade jetzt. Diese wunderbar laue Sommernacht. Dieses opulente Lagerfeuer, wie es prasselte und knackte, wie die Funken stoben. Und wie geheimnisvoll die Kohlen glühten.

Wenn er nur nicht darüber gehen müsste ...

„Wenn du das geschafft hast“, sagte die Springmaus, „dann schaffst du alles. Dann erreichst du, was immer du willst.“

Ja, wenn er Geld hätte, viel Geld. Dann könnte er das Studium finanzieren. Und danach könnte er die besten Musiker engagieren und mit ihnen in der Albert Hall auftreten.

Aber woher nehmen und nicht stehlen?

Ja, wieso eigentlich nicht stehlen?

Die Sparkasse war versichert und Versicherungen weinen nicht, wenn ihnen mal eine Million abhanden kommt.

„Du schaffst es! Du kannst es! Geh und tu es!“

Ja, dachte Schmidt-Bauer. Ich kann's. Ich mach's. Ich lebe meinen Traum.

Und er ging los.

Es war einfach gewesen, dachte Schmidt-Bauer nachher, lächerlich einfach. Wenn er das früher gewusst hätte ...

Achim Göllner war sorglos bis zur Verblödung. So sorglos, dass er seine Briefbörse immer in der Manteltasche ließ, wenn er in die Kantine ging. Und in der Briefbörse steckte sein Personalausweis. Den lieh Schmidt-Bauer sich kurz aus und eröffnete damit ein Nummernkonto in der Schweiz auf Göllners Namen. Glücklicherweise sahen sie einander ähnlich. Eine Perücke und ein falscher Bart taten ein Übriges. Nachher steckte er den Ausweis zurück in Göllners Tasche. Unbemerkt.

Göllner merkte auch nicht, dass Schmidt-Bauer manchmal das Fenster anstarrte, wenn die Sonne schien, denn dann spiegelten Göllners Hände sich in der Scheibe, und bald hatte er das Passwort ausgespäht. Damit räumte Schmidt-Bauer die Festgeldkonten reicher Kunden ab, überwies das Geld in die Schweiz und löschte die Kontenbewegungen aus dem System. Das verschaffte ihm genug Zeit, das Nummernkonto zu leeren und die Geldscheinbündel in ein Schließfach zu legen.

Es war wirklich einfach gewesen, lächerlich einfach.

Natürlich gab es einen Riesen-Wirbel, als der Betrug aufflog. Eine Million Euro! Göllner hatte eine Million Euro gemopst. Natürlich beteuerte er seine Unschuld. Doch er wurde „überführt“ und Schmidt-Bauer lachte sich ins Fäustchen.

Heimlich, versteht sich, denn Mitwisser konnte er nicht gebrauchen. Und er durfte sich jetzt nicht auffällig benehmen, durfte nicht gleich kündigen und mit dem Geld um sich werfen.

Sorgfältig bereitete er seinen Ausstieg vor: Er erfand eine reiche Erbtante und ließ sie krank werden und immer kränker. Schließlich starb die gute Frau und hinterließ ihm genügend Geld für seinen großen Traum: Musik studieren, Dirigent werden.

Unterdessen hatte er ein Instrument gelernt, weil er das für die Aufnahmeprüfung brauchte. Um rasch das erforderliche Niveau zu erreichen, hatte er sich für das Horn entschieden. Dafür brauchte er keine jungen, flinken Finger, und er hatte es schon in früher Jugend gespielt.

Warum hatte er es eigentlich aufgegeben?

Ach, ja. Er wollte ja Dirigent werden. Und später wollte er gar nichts mehr mit Musik zu tun haben, denn seine Devise lautete ja: ganz oder gar nicht.

Jetzt entdeckte er das Horn wieder neu und seinen wunderbar süßen Klang – melancholisch und kraftvoll zugleich. Doch es konnte auch klagen, kreischen, jubilieren. Es konnte alles sagen, was ihm auf der Seele brannte.

Das Studium machte ihm mehr Freude, als er je zu hoffen gewagt hatte. Vorbei die Bitterkeit und der Groll, weil er seinen großen Traum nicht leben dürfen. Vorbei das blutende Herz. Nun jubelte es bei jeder Note, jedem Ton.

Bereits im ersten Semester begegnete er Marietta, die Klavier spielte. Bei der Villanelle für Horn und Klavier von Dukas kamen sie einander näher. Spannungsgeladen das Wechselspiel, in dem sie immer wieder sich fanden und verloren, einander berührten, sich trennten und wieder zusammenklangen in vollkommener Harmonie.

Nachher setzten sie das musikalische Liebesspiel mit anderen Mitteln fort.

Sie waren die ältesten Studenten im Semester. Doch das bekümmerte sie nicht. Marietta wollte keine Karriere mehr machen, wollte einfach nur spielen, nach Herzenslust spielen. Und er wollte ja Dirigent werden. Dafür ist ein gewisses Alter, eine gewisse Reife sogar von Vorteil.

Allerdings zweifelte er manchmal, ob er zum Dirigieren war. Schon von der Persönlichkeit her: Eigentlich war er von der stillen Sorte, war nie der große Tonangeber gewesen. Außerdem konnte er sich nicht wirklich begeistern für die Musik-Theorie. Dabei war sie doch so wichtig für seine Dirigenten-Karriere. Und obendrein fiel es ihm auch noch schwer, ganze Sinfonien im Kopf zu behalten und eine frische, geniale Interpretation zu entwickeln. Irgendwie war ihm das alles zu groß und mächtig.

Wie still und süß war dagegen das Kammerenspiel. Dazu fiel ihm immer was ein. Sogar zu zeitgenössischen Kompositionen wie denen ihres Freundes Wolfgang, der neulich sogar einen Kunstpreis bekommen hatte. 4.000 Euro hatte er gewonnen. Schmidt-Bauer gönnte es ihm von Herzen. Schließlich hatte er genug Geld. Die Million war bestens angelegt dank der Banklehre, zu der seine Eltern ihn genötigt hatten. Nun war er ihnen dankbar dafür, denn jetzt brauchte er keine Karriere mehr zu machen, konnte spielen, mit Marietta spielen, konnte einfach nur glücklich sein.

Und das war er. Traumhaft glücklich.

Bis er Göllners Gesicht wiedersah ...

Sie hatten gerade ein Adventskonzert besucht und waren noch ganz erfüllt von den Klängen, den Lichtern und dem festlichen Schmuck im Ballsaal des Schlosses.

Schmidt-Bauer legte den Arm um Marietta, und sie schmiegte sich hinein. Ihre weichen, rotblonden Haare kitzelten ihn und er roch ihren Maiglöckchenduft. Nicht von Seife, Parfum oder Deodorant. Nein, das war sie. Der Duft entströmte ihrer Haut, und er war ganz berauscht davon.

Gemeinsam flanierten sie unter Bäumen, durch die weihnachtliche Lichterketten sich schlängelten, und erreichten schließlich das Ende des Schlossgartens – ein grandioser Aussichtspunkt: Ihnen zu Füßen lag die Kölner Bucht mit Seen und Flüssen von Licht, geborgen in mütterlicher Dunkelheit.

Die Welt liegt mir zu Füßen, dachte Schmidt-Bauer. Die ganze Welt.

Wie damals, als er imaginäre Orchester dirigierte mit seiner Zahnbürste.

Nun wusste er, dass er das gar nicht brauchte. Er musste kein großer Tonangeber sein, musste nicht mal die erste Geige spielen. Er hatte seinen Platz. Er wirkte mit. Das war genug.

„Als Kind wollte ich eine große Konzert-Pianistin werden“, sagte Marietta. „Doch dazu fehlt mir das Talent. Als mir das klar wurde, wollte ich jahrelang nicht spielen.“

„Ganz oder gar nicht – das war auch mal meine Devise“, erwiderte er. „Jetzt heißt das bei mir: ganz und gar. Auch wenn es was Kleines ist.“

Sie lachte, und er küsste ihr Grübchen.

Sie hatte nur eines davon, auf der linken Seite. Ein kleines, freches Grübchen, und wenn sie es zeigte, lief sein Herz über vor Zärtlichkeit, und er war dankbar, unendlich dankbar, dass

mit ihr etwas so Feines, Kostbares in sein Leben gekommen war.

Als sie zurück zum Auto gingen, kamen sie an einer Parkbank vorbei, und dort sah er Göllners Gesicht: wächsern, der Mund klaffte, Speichel war über das schief hängende Kinn geronnen.

„Selbstmord eines Millionenbetrügers“, gellte die Überschrift auf der Titelseite des Boulevard-Blättchens.

Göllner hatte sich umgebracht. Und es war Schmidt-Bauers Schuld.

„Was ist denn los?“

Nichts Besonderes, dachte Schmidt-Bauer. Du gehst nur gerade mit einem Mörder spazieren.

Mechanisch nahm er das Blättchen.

„Seit wann liest du so was?“

„Das geht dich einen Scheißdreck an!“

Erschreckt riss sie die Augen auf. So kannte sie ihn gar nicht, kannte nicht den Mörder in ihm, die Bestie.

„Tut mir leid“, sagte er. „Es ist nicht wegen der Bilder. Ehrlich nicht.“

„Die Witze sind auch nicht besser.“

Er konnte nicht lachen über Göllners Tod.

Sollte er ihr sagen, dass er Göllner kannte?

Lieber nicht. Womöglich würde sie weiter fragen und bohren und am Ende alles herausfinden. Frauen haben manchmal so ein teuflisch feines Gespür.

Er steckte die Zeitung ein und las sie spät abends, als er allein war.

Eine traurige Geschichte. Göllner hatte nie aufgehört seine Unschuld zu beteuern. Hätte er doch bloß gestanden und die

Million zurückgegeben, dann wäre das Strafmaß milder ausgefallen. So aber hatten sie ihm drei Jahre aufgebürdet.

Nach seiner Entlassung kam er zurück in ein zerstörtes Leben. Seine Frau wollte nichts mehr mit ihm zu tun haben. Bei der Sparkasse konnte er nicht mehr arbeiten. Und die Polizei lauerte darauf, dass er sich das Geld holte. Sie beschatteten ihn Tag und Nacht.

Arm, allein, verfolgt – was für ein Alptraum, dachte Schmidt-Bauer. Kein Wunder, dass Göllner sich umgebracht hatte.

Und es war Schmidt-Bauers Schuld.

Seine Freude am Studium erlosch. Göllner hatte es bezahlt. Mit seinem Leben. Daraus konnte nichts Gutes entstehen.

Das Schlimmste waren die Nächte. Wegen der Alpträume.

Eigentlich war es nur ein einziger Traum, immer derselbe. Göllner sah ihn traurig an und sagte:

„Du hast mich umgebracht.“

Eine einfache Feststellung. Eine durch nichts zu erschütternde Tatsache.

Hätte Göllner ihn doch angeklagt. Dann hätte er sich verteidigen können. Und wenn Göllner auf ihn losgegangen, ihn gewürgt oder geschlagen hätte, dann hätte Schmidt-Bauer sich wehren können. Aber nein. Göllner sagte einfach nur die Wahrheit:

„Du hast mich umgebracht. Getötet hast du mich.“

Davon wachte Schmidt-Bauer immer auf. Jede Nacht. Zitternd. Schweißgebadet. Voller Angst, wieder einzuschlafen.

Und tagsüber lief er herum wie ein Zombie, weil er nie genug Schlaf bekam.

In seiner Verzweiflung wollte er sich seine Ruhe erkaufen und schickte Göllners Witwe das gestohlene Geld. Nur die Zinsen behielt er für sich. Davon würde er noch eine Weile leben können.

Aber nicht in Frieden.

Göllner verfolgte ihn weiter. Jede Nacht. Schmidt-Bauer flehte ihn an, ihn in Ruhe zu lassen. Doch Göllner kannte keine Gnade. Nacht für Nacht quälte er ihn mit der Wahrheit:

„Du hast mich umgebracht“, sagte er, immer in demselben traurig sachlichen Ton. „Ermordet hast du mich.“

Und dann wollte er ihn mit sich schleifen in die Hölle, wo er rösten sollte für den Rest der Ewigkeit. Davon wachte Schmidt-Bauer immer auf. Zitternd und in Schweiß gebadet.

Und allein. Immer allein.

Marietta hatte sich von ihm getrennt. Er war unleidlich geworden, wollte nicht mehr mit ihr musizieren und auch nicht mit ihr reden. Nicht über das, was ihm auf der Seele brannte.

Arm, allein, verfolgt – sein Leben war ein Alptraum.

Bis er aufwachte.

„Achim, du?“

Ja, es war Göllner.

Aber der hatte sich doch umgebracht. Mit Schlaftabletten. Und es war Schmidt-Bauers Schuld.

„Bin ich schon tot?“

Göllner lachte.

Nein, das war kein Geist, sondern ein richtiger, ein lebendiger Mensch. Warum war ihm das nicht früher aufgefallen?

„Wahrscheinlich der Rauch.“ Frau Erlenmeyer strich sich die rotblonden Haare aus dem Gesicht. „Sie sind ohnmächtig geworden.“

„Und diese mutige Lady hier hat Sie gerettet“, sagte Göllner. „Sie hat Sie dem Feuer entrissen.“

Nachher saßen sie noch beisammen, tranken teuren Rotwein aus billigen Plastikbechern und sahen zu, wie die letzten Funken verglühten.

„Ich hab’s auch nicht geschafft“, gestand Frau Erlenmeyer. „Ich bin auch nicht über die Kohlen gegangen.“

„Halb so wild“, meinte er. „Wir können doch trotzdem unsere Träume leben.“

Sie zuckte die Achseln, und er rückte näher an sie heran, roch ihren Duft nach Maiglöckchen, konnte sich gar nicht satt riechen daran.

„Sie spielen doch Klavier“, sagte er. „Haben Sie nicht auf unserer letzten Weihnachtsfeier gespielt? Ah, vous dirais-je Maman, Mozarts Lied vom Weihnachtsmann.“

„Bei manchen Variationen sind mir fast die Finger abgebrochen.“

„Mir hat’s gefallen“, sagte er. „Vielleicht können wir mal zusammen ... vielleicht die Villanelle von Dukas?“

„Oh, Sie spielen Horn.“

„Ein bisschen“, sagte er, ungelogen. „Ich werd’s üben. Und dann spielen wir zusammen. Abgemacht?“

Sie nickte und zeigte ihr kleines, freches Grübchen.

Am liebsten hätte er einen Kuss hineingehaucht.

Aber das konnte er jetzt nicht bringen. Er wusste doch gar nicht, ob sie ihn überhaupt leiden mochte. Außerdem hatte sie bestimmt einen Freund. Eine so hübsche und freundliche Person. Sicher wäre sie ganz empört, wenn er jetzt einfach ... eine Ohrfeige würde er sich fangen, und dann würden sie ihn auslachen. Alle. Wochenlang noch würden sie ihn foppen und sich scheckig lachen über ihn.

Trotzdem würde er gar zu gerne ...

Und dann tat er es. Ganz einfach.